Mareike Nieberding
Melchiorstraße 26
10179 Berlin
mail@mareikenieberding.com
0176 22772827

Dr. Frank-Dieter Freiling
IJP e.V.
Postfach 1565
61455 Königstein/Taunus

15. Oktober 2016

Abschlussbericht - Arthur F. Burns Fellowship 2016

„Ich blute für Burns!“ Diesen Satz schrie ich aus voller Kehle am Lagerfeuer in Airlie, Virginia. Kurz zuvor war ich im nur sachte flackernden Licht des Feuers über einen Haufen Holz gestolpert. Meine erste Woche als Stipendiatin trug ich Hosen, bei 35 Grad in New York City, weil meine Beine blau und voller Schrammen waren – Spuren des Überschwangs und eines neuen Anfangs, mit neuen Freunden aus St. Louis, Baltimore, Minneapolis und Austin und einem alten aus Berlin. Ein angemessener Auftakt für einen Sommer, der so wohl nie wiederkommen wird:

Hoffentlich nie wieder so einsam.

Vielleicht nie wieder so aufregend.

Bestimmt nie wieder so lebensverändernd.

Ich verbrachte meine Zeit als Burns-Stipendiatin bei www.mic.com. Hatte ich Freunden und neuen Bekannten bis zum ersten Tag immer von „Mic Dot Com“ erzählt, lernte ich am ersten Tag in der Redaktion, dass ich von nun an nur noch „Mic“, „like microphone“, sagen sollte – „it’s crucial, that we communicate our brand to friends and family in the right way. If they keep on saying ‚Mic Dot Com‘ - correct them!“

Die Mitarbeiter des Newsmediums für Millennials, finanziert unter anderem mit Investorengeldern von Axel Springer, entsprachen genau dem Bild, das ich von Start-Up-Beschäftigten hatte - sie kamen tätowiert, in kurzen Shorts und höchst motiviert zu Arbeit, aßen jeden Mittag brav ihren *sad desk lunch* und überhäufte die Neue aus Germany via Slack mit Willkommensgrüßen, Herzchen-Emojis und freudvollen Gifs. Zeit für Kaffee oder Gespräche hatten sie selten.

Ich lernte schnell: Journalismus im Social-Media-Zeitalter heißt nicht nur schneller schreiben als die anderen, sondern vor allem schneller abschreiben als die anderen. Die Arbeit von *Mic* besteht zu mindestens 70 Prozent daraus, Inhalte anderer (natürlich ordnungsgemäß zitiert) für die eigene Seite neu zu drehen und neu zusammenzuschreiben. Das geht schnell und ist billig: Man muss keine Abos für Nachrichtenagenturen abschließen, keine Reporter losschicken und kann seine Berichterstattung nach den *trending topics* bei Twitter, Facebook und Google Analytics ausrichten.

Bei *Mic* gibt es keinen Tagesthemenplan. Die Themen des Tages werden am Morgen im Netz recherchiert, über Slack auf die Schreiber verteilt und manchmal, wenn es eilig ist, wie zum Beispiel als der Schauspieler Orlando Bloom nackt auf einem *Paddleboard* fotografiert wurde, ist ein Text nach nicht mal 12 Minuten auf der Seite.

Es ist beeindruckend. Es ist ermüdend.

Ich ertappte mich immer öfter dabei, mehr Zeit mit dem Blick aus den bodentiefen Fenstern des 1 World Trade Centers auf das sich unter mir wie ein graurotgrüner Teppich ausbreitende Manhattan zu verbringen, als mit meiner Arbeit. Wenn einer der Chefs aus seiner *weekly mail* bellte, dass ein Job bei *Mic* nicht nur von *9 to 5* sei, sondern man von jedem seiner Angestellten absolutes *commitment* erwarte, fühlte ich mich angesprochen und gemaßregelt. Meine drei Tage *Mic*, zwei Tage Heimarbeit für deutsche Medien, die ich gleich am ersten Tag verhandelt hatte, verschoben sich immer mehr zu Gunsten der Aufträge aus Deutschland.

Ich fuhr auf eigene Faust zu einer Trump Rally nach Mechanisburg, Pennsylvania, und schrieb darüber einen Feuilleton-Aufmacher für die *FAS*, traf Menschen, die den Anschlag aufs World Trade Center überlebt hatten und bis heute Sportschuhe tragen, wenn sie ein Hochhaus betreten; Menschen, die erst von Brooklyn die Türme fallen sehen, um ihre Stadt danach dunkel werden zu sehen, die Luft glitzernd vor zerborstenem Glas, und besuchte das Memorial, den Oculus, die Mall am Ground Zero um zu verstehen, wie New York diese Wunde geschlossen hat, um einen Essay zum 15. Jahrestag der Anschläge für *ZEIT Online* zu schreiben. Ich traf mich mit jungen schwarzen Frauen und Männer, die mir die Politik krausen Haars erklärten, für ein Feature im neugegründeten Magazin *FAZ Quarterly*. Ich fuhr nach Beacon, um den Magnum-Fotografen Bruce Gilden zu besuchen. Ich reiste nach Norden, nach Provincetown auf Cape Cod, nach Boston. Ich reiste nach Süden, zu einem Beyoncé-Konzert in Philadelphia, an die einarmigen Banditen in Atlantic City und wieder zurück, New York links liegen lassend, bis zum Leuchtturm von Montauk an der Spitze von Long Island, zu dem sich schon Max Frisch durchgeschlagen hatte.

Meine Themenliste wurde länger. Das Leben als Korrespondentin auf Probe war aufregend. Ich lernte viel darüber, welche Themen nur für Deutsche, die in den USA leben interessant sind, und welche auch in der alten Welt als spannend empfunden werden. Es war Wahlkampf, ein historischer Sommer, es gab so viel zu besprechen, so viel worüber man sich wundern musste. Trump! Warum in aller Welt? Clinton! Gilt der Hass auf sie eigentlich ihrem Geschlecht? Und was passiert mit den Trump-Wählern, wenn Clinton gewinnt? Wie werden sie die USA in den nächsten Jahren verändern? Ich traf echte Korrespondenten und ließ mir von ihrem Leben berichten, das glanzvoll und aufregend schien, so, wie man es sich als junge Reporterin wünscht.

Aber meine Sehnsucht nach Zuhause wurde nicht kleiner. Ich hatte Heimweh. Zum ersten Mal in meinem Leben. Andere kennen dieses Gefühl aus der Kindheit. Ich musste es nun erstmals mit fast 30 erleben. Das Gefühl allein unter vielen zu sein, andauernd zu reden und trotzdem nichts zu sagen. Früher dachte ich immer die Einsamkeit sei ein kaltes Gefühl, eines, das einen frieren

lasse. An meinem Heimweh konnte ich mich wärmen, es zwang mir Gefühle auf, die mich schwitzen ließen, brachte mich zum Weinen, ermöglichte mir einen Zugang zum Grundsätzlichen. Die Stadt New York, die Kollision mit dem neuen Journalismus des Internetzeitalters, das viele Alleinsein provozierte Fragen: Wie will ich arbeiten? Und warum? Wie will ich leben? Und wo? Was ist mir wichtig? Und wer?

Ich stürzte mich in die Arbeit an einem Buch-Exposé, auf das ich mich in Berlin nie hatte einlassen können, weil immer zu viel anderes zu tun, abzugeben, zu organisieren war.

Ich fuhr zur 47. Straße, in den Diamond District, und kaufte eine goldene Kette für meinen Freund, der zu dem Zeitpunkt noch auf dem Dockville Festival in Hamburg tanzte.

Eine Woche später landete er in New York. Sein erstes Mal in den USA. Als ich ihn am Flughafen abholte, war sein erster Satz: „Das ist ja wie im Sozialismus hier! Für alles muss man Schlange stehen und keiner beschwert sich!“ Es stellte sich heraus, dass das Gefühl, das ich hatte nicht nur Heimweh nach Hause war, sondern Heimweh nach diesem Menschen. Drei Tage später machte ich ihm mit der goldenen Kette einen Heiratsantrag. Er hat Ja gesagt.

Wochen später stieg ich wieder aus dem Flieger, zurück in Berlin. Ich legte meine deutsche Sim-Karte ein, sofort klingelte mein Handy: Mein Buch wurde an einen Verlag verkauft.

Zu Beginn des Sommers schrie ich betrunken in Airlie: „Ich blute für Burns“.

Nüchtern betrachtet, hat sich jede Schramme gelohnt.